



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wachter, Wilhelm: Eine zeitgemäße Abraham a Santa-Clara-Predigt

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

moralischen Halt in einer Zeit politischer Wirrungen verhängnisvolle Bahnen einschlagen müssen und wäre wohl sicher dem unverhülltesten Machiavellismus zur Beute gefallen. Diesen moralischen Halt fand Bismarck in der Religion, in seiner Religion. „Der Gott, der mich [in mein Amt] hineingesetzt hat,“ so schrieb Bismarck im Jahre 1860 an Leopold von Gerlach, „wird mir auch lieber den Weg hinauszeigen als meine Seele darin verderben lassen, solange ich ehrlich suche, was seines Dienstes in meinem Amte ist, und gehe ich fehl, so wird er mein tägliches Gebet hören und mein Herz wenden.“

Spricht so ein Mann, „mit dessen Christentum nicht viel mehr anzufangen ist“ und der sich „mit der Religion, nach der er wenig fragte, auch wirklich sehr wohlfeil abgefunden hat?“ (Overbeck a. a. D. 191, 198.) Bevor man eine so ungeheuerliche Behauptung in die Welt gehen läßt, tut man gut, die Briefe nachzulesen, die Bismarck mit dem Gutsbesitzer Andrae in Romau (Pommern) und mit Senft von Pilsach gewechselt hat, die beide in freundschaftlichster Absicht und doch in völliger Verkennung ihrer Berechtigung und Befähigung dazu dem Minister als geistliche Warner und Berater zu dienen sich beifallen ließen (Bismarckjahrb. I 85, III 213 ff., 218 ff.). Bismarck antwortet Andrae mit einer bei einem Manne von seiner Bedeutung geradezu rührenden Bescheidenheit, indem er die Erwartung ausspricht, daß jener bei seiner Freundschaft und christlichen Erkenntnis „den Urteilenden Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen werde“; und daß er hoffe, „daß unter die Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, seine Gnade auch ihm in den Zweifeln und Gefahren seines Berufes den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde“. Und Senft von Pilsach weist er auf den 4. und 5. Vers des 12. Psalms hin: „Der Herr wolle austrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet, die da reden: „Unsere Zunge soll überhand haben, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?“ An diese Verwahrung gegen pharisäischen Dünkel knüpft er die Versicherung, daß „er in ehrlicher Buße sein schweres Tagewerk tue und in Furcht und Liebe Gottes seinem angestammten König in erschöpfender Arbeit diene“, und daß er sich „für den Erfolg seiner Arbeit und die Ruhe seines Gewissens“ seinerseits auf den Schluß des 3. Psalms verlasse, der da lautet: „Bei dem Herrn findet man Hilfe und Deinen Segen über Dein Volk. Sela.“



## Eine zeitgemäße Abraham a Santa-Clara-Predigt

Von Wilhelm Wächter



ir leben im Zeitalter des „Über“tums, der Überkultur, der Überbildung, der Überkunst, der Übererziehung, des Überweibertums, der Überansprüche an Lebensgenuß, kurz — — der Übertreibung jeder Art und nach allen Richtungen hin. Wir leben im Zeitalter des „Zuwiel“ und das läßt sich, die ganze Eigenartigkeit dieser zeitgemäßen Geschmacksrichtung kennzeichnend, summarisch eben am besten durch Vorsehen dieses Wörtchens „über“ zum Ausdruck bringen. Eben dadurch wird

auch alles, was uns Alten bisher als schön, gut, sittlich, gesund, wohlstandig und geschmackvoll galt, von den Jungen in das Gegenteil verkehrt. Das Schöne wird häßlich, das Gute schlecht, das Sittliche unsittlich, das Gesunde krank, das Wohlstandige frivol, das Geschmackvolle geschmacklos. Ich brauche nur auf die geradezu perversen Gutverirrungen unserer Überweiber und den Haaraufputz der Kellnerinnen zu verweisen.

Eine Schriftstellerin von gutem Namen hat vor kurzem in einem kleinen Essay an den Unfug erinnert, der heutzutage allein schon mit dem Worte „Kultur“ getrieben wird. Ich habe dem gleich einen ganzen Dreibund viel gemißbrauchter Worte entgegenzusetzen: Kunst — Schönheit — Sittlichkeit! Diese drei Worte sind mir persönlich nicht zum wenigsten deshalb zu einem wahren Brechmittel geworden, weil gerade sie Gebiete umfassen, auf denen das zuvor gerügte „Übertum“ die üppigsten, geilsten, verderblichsten, ja ungeheuerlichsten Blüten treibt.

Nähme ich Flügel der Morgenröte — siehe, so bist du da! Flüge ich gen äußersten Westen — siehe, so bist du auch da! Es versuche heute einmal jemand, diesem Wortetriumvirat zu entfliehen! — Er wird, soweit die sogenannte Kulturwelt reicht, sich vergeblich darum bemühen. Wie ein Fluch heftet es sich an unseren Fersen fest — der ganze Dampfkreis der Atmosphäre ist damit geschwängert — wo wir gehen und stehen, schwirrt es uns um die Ohren, umkreist und umtozt unsere nach stiller Betrachtung verlangenden Gedanken, macht sie durch seine anmaßende, aufdringliche Art völlig zunichte, so daß wir uns zuletzt gar nicht mehr anders zu helfen wissen, als selbst den epidemischen Beitzstanz mitzumachen, in den uns die betäubende Begriffswucht der drei Worte Kunst, Schönheit und Sittlichkeit mit fortreißt.

Welche Fülle von Geschmacklosigkeit, welche Unsumme stilistischer, koloristischer, architektonischer, statischer und phonetischer Perverstität segelt heute, mehr frech als kühn, unter der Flagge der Kunst! Ein gesunder, normaler Menschenfenn wird völlig auf den Kopf gestellt, er bleibt zuletzt rat- und hilflos wie ein Kind vor alledem, was ihm heutzutage vorgesezt wird, stehen und sieht sich zu dem beschämenden Geständnis gezwungen, daß die moderne Kunst ihm „über“ ist, daß sie für sein Empfinden, für seinen veralteten Geschmack eben gerade durch dieses „Über“, dieses „Zuviel“ zum Gegenteil von dem geworden, was er seither für Kunst zu halten gewohnt war.

Für unsern veralteten Geschmack hat die hochmoderne „Überkunst“ nichts Erbauendes, Erhebendes, Beruhigendes, Versöhnendes mehr an sich. Er fühlt sich im Gegenteil von ihr nur abgestoßen, angewidert, beunruhigt. Wir fühlen uns durch sie gekränkt, im besten Empfinden verletzt. Das edel schöne, ideale Angesicht der Muse ist uns zur verzerrten Frage einer scheußlichen Mißgeburt geworden.

Nicht besser geht es uns Alten, Unmodernen, sobald wir von Schönheit lesen oder sprechen hören. Die begrifflich einseitige Tendenz, die dieses Wort heutzutage zum Ausdruck bringt, macht sich mit solcher Dreistigkeit und Unver-

frorenheit breit, daß wir schon gar nicht mehr anders können, als Schönheit und Nacktsein so ziemlich für dasselbe zu halten. Die krankhaft gesteigerte Sucht nach dem Schönen, das Sichhineinknienwollen in das Schöne, das „Über“, das „Zuviel“ am modernen Schönheitsbegriff treibt schnurstracks in die Arme der Nacktschwärmerei, die eine der bedenklichsten Treibhausblüten moderner Überkultur genannt werden muß. Sie ist um so bedenklicher, als sie längst schlummernde, von der Kulturmenschheit erst nach langwierigem, mühsamem Ringen überwundene tierische Triebe zu gemeingefährlichen Rückschlagserscheinungen anreizt.

Das Propagandamachen für das Nackte kann, aller Frauenemanzipation und des Sichauslebenwollens ungeachtet, kulturgeschichtlich nur als ein Utavismus schlimmster Sorte gedeutet werden. Diejenigen, welche das Nackte oder den Geschmack am Nackten unter der vergoldeten Aufschrift „Schönheit“ im gestitteten, sozialen Menschenleben wieder einzuführen bestrebt sind, spielen, wie das Kind, mit dem Feuer, sie handhaben ein zweischneidiges Schwert mit solchem Ungeschied, daß es dem Menschenkenner und Menschenfreund davor graust.

Wenn es heute innerhalb der Kulturmenschheit schon so weit gekommen ist, daß sich nackte Frauenzimmer zur Schönheitskonkurrenz zusammenfinden, daß sich das Weib, angeblich im Dienst der Schönheit, vor vielen Männeraugen entblößt, dann kann man es der Obrigkeit nur hoch anrechnen, wenn sie gegenüber diesem Schönheitskultus, wenn sie angesichts so bedenklicher Äußerungen des Schönheitsempfindens und -verlangens eine steifnacktige Haltung annimmt. Kein aufrichtiger Kulturfreund kann heute einem Richter genug danken, der sich in dem allgemeinen defakenten Schönheits- und Nacktheitstaumel der Gegenwart so viel gesunde Urteilskraft und -fähigkeit bewahrt, daß er, den Ansichten der Kunst- und Schönheitsexperten gegebenenfalls sogar entgegnet, jede Nacktschwärmerei, jede Art der Nacktdarstellung, sei es in figura, sei es im Bild, aus der Gesellschaft auszurotten sich bestrebt. Als gerichtliche Sachverständige, die darüber zu entscheiden haben, wann und wo die Nacktdarstellung zulässig sei, muß man vor allem solche auswählen, die in der Menschheitsgeschichte gelesen haben und wissen, was es diese für einen Aufwand an Zeit und Mühe kostete, bis der durch den Anblick des nackten Menschenleibes provozierte tierische Trieb so weit gebändigt war, daß der Mensch als Kulturmensch unter seinesgleichen mit Ehren bestehen konnte.

„Oder Philister — ausgetrocknete Alltagsseele!“ werden nicht wenige ausrufen. Ich weiß es, ich bin darauf gefaßt und bemühe mich, diesen Vorwurf mit Würde zu tragen, aber — ich sehe auch, ich höre auch, was rings um mich herum vorgeht. Ich beobachte, wo ich gerade geh' und stehe, meine Mitmenschen — im Haus und auf der Straße, im Konzertsaal und im Theater, in dem Buchladen und in der Kunsthandlung, auf dem Spaziergang und in der Eisenbahn, in der Elektrischen und im Kaffeehaus', im Schwimmbad und in der Raucherstube — und ich buche die Eindrücke, das Gesehene und Gehörte,

nicht in einem Notizbuch, wohl aber in meiner Seele, und alles zusammengenommen vergleiche ich dann mit dem, was aus meiner Jugendzeit her in meinem Gedächtnis eingegraben steht. Wer sich, was die viel gemißbrauchten Begriffe von Kunst, Schönheit und Sittlichkeit betrifft, den Unterschied von damals und heute recht handgreiflich vor Augen führen will, der braucht heute nur einen Blick auf die literarische Auslage eines Bücherladensfensters zu werfen, aber um Gottes willen nicht in Gesellschaft seines halberwachsenen Töchterchens und vollends nicht in der Faschingszeit, wenn anders er es vermeiden will, daß ihm die Schamröthe in das Gesicht steigt.

Chemals wurden die gebiegenen Bandreihen der Klassiker, der zeitgemäßen, unumgänglichen Schulgelehrten oder der Schönliteraten höchstens einmal durch die kolorierte Einbanddecke des Robinson Crusoe oder einer Indianergeschichte unterbrochen, ohne daß dadurch der Ernst so vielbändiger Wissenschaft irgendwie beeinträchtigt worden wäre. Oder es hing einer der unvergeßlichen Münchner Bilderbogen aus, um den sich dann jung und alt in friedlicher Eintracht scharte, dicht gedrängt stehend, oft bis in die Mitte der Fahrstraße hinein. Da konnte man schon von den Gesichtern ablesen, was unverfälschte, im Dienste echten Humors und nicht spekulativer Gemeinheit stehende Kunst für eine herzerquickende Wirkung bei den Menschen erzielte. Diese Wirkung zeigte sich bei allen gleich echt, gleich offenkundig, ob nun ein würdiger Gelehrter vor dem Ladensfenster stand oder ein Arbeitsmann im blauen Kittel und mit schwielen Händen, ob ein stumpfnähtiger Schusterjunge oder ein geschwiegelter Gardeleutnant, ob ein renommierender Korpsstudent oder ein Badfisch im Flügelkleid und mit der Musikmappe in der Hand.

Und heute —? Welch künstlerische Ausbeute geben zum Beispiel in der Faschingszeit allein die zahllos zur Schau gestellten illustrierten und dazu noch witzig sein sollenden Blätter dem Publikum zu genießen! In wie schamloser, brutaler Weise wird hier die sogenannte Kunst verabreicht, nur um aus dem niedrigsten Trieb im Menschen, aus seinem unveräußerlichen, tierischen Erbteil Kapital zu schlagen. Man sieht es dieser Sorte von Kunstprodukten über die ganze Straßenbreite herüber an, daß sich ihre Macher in der bildlichen Darstellung von Gemeinheiten förmlich überbieten, um das Titelblatt der Zeitschrift ja recht in die Augen fallend zu machen.

Natürlich spielt das Weib, besser der Ausbund von Weibern, auch auf diesen Kunstblättern die weitaus größte Rolle. Aber hier ist es zumeist nicht das ganz nackte Weib, hier ist es das halbnaakte, oder besser das mangelhaft verhüllte, das bis auf die diskretesten Reste entkleidete Weib, was als Reizmittel für die Zeitschrift zur allgemeinen Befichtigung vorgeführt wird. Ist das Kunst, ist das Schönheit, ist es Sittlichkeit — oder ist es nicht vielmehr dem modernen, dekadenten Übergeschmack zu verdankende Schweinerei? Ein Erfreuliches darf selbst bei diesem bedauerlichen Anlaß zugegeben werden. Es schlummert noch immer so viel gesundes, durch vielhundertjährige Kulturzucht anezogenes Scham-

gefühl in unserem Volk, daß selbst der abgelebteste Geselle sich mit einem unbehaglichen, scheuen Blick zurückzieht, sobald er sich beim Genießenwollen dieser hochmodernen buchhändlerischen Schaufensterauslagen von anderen beobachtet sieht.

Noch einen Blick auf die zur Schau aufliegenden Bücher. Ihre grellfarbigen Einbände, ihr grotesker, gesperter und gespreizter Druck ist noch nicht das Auffallendste, Befremdendste an ihnen. Viel mehr fordert das eigenartige Sammelsurium von Titeln und Aufschriften unser neugieriges Staunen heraus. Da liest man: Über Nacktheit und Schönheit, über das Nackte, über die Nacktkultur, über die Schönheit des weiblichen Körpers, über die Rassen Schönheit des Weibes — und so fort, in ewig wechselnder Zusammenstellung. Wo wir hinblicken, überall drängt sich uns in Bild und Wort des Weibes Nacktheit und Schönheit auf. Einfach zum Abscheu, zum Ekel — —! Und daneben, gleich bandweise behandelt, das hochaktuelle, so überaus beliebte sexuelle Thema, in grellfarbigen Umschlag gehüllt und mit einer wahren Prachtsuite interessanter Buchtitel bedruckt. Und hinter allen her, wie eine stattliche Polizeigarde, die schwere Menge von Sittlichkeits- und Unsittlichkeitsbüchern. Bände, Folianten rücken da auf, als grobes Geschütz, von den „Wir jungen Männer“ an bis zu den „Was muß die Jungfrau wissen?“ —

Da habt ihr die Bescherung, ihr Propheten der Schönheit und Nacktheit! Laßt euer ewiges Geflöte und Getue über Kunst, Schönheit und Sittlichkeit, dann braucht es nicht des lästigen Geschmieres über das Sexuelle und die Unsittlichkeit! Was die jungen Männer und Jungfrauen von heute wissen müssen? Wie sie sich als Kulturanwarter zu benehmen haben, wie sie ihren Verpflichtungen den Mitmenschen gegenüber am besten und eifrigsten nachkommen können, das müssen sie vor allem wissen! Von dem Nacktsein und von der Geschlechterfrage brauchen sie gar nichts zu wissen — kein Jota! Und am allerwenigsten sollen sie derlei Wissenschaft aus den sogenannten „guten Ratgebern“, aus den väterlich belehrenden Büchern schöpfen. Der Umgang mit der Natur und das Beispiel der Tiere wird sie auch in dem unterrichten, was sie vom Tier als ererbten Rest noch in das Menschtum mit herübergenommen haben.

Mehr als alle Aufklärung über das Sexuelle und seine Schäden für Leib und Seele, mehr als alles Unterrichten und Predigen über wahres, gesundes, natürliches Empfinden in dieser heiklen Angelegenheit nützt bei Kindern das gute Beispiel der Eltern. Wenn der Vater die schlechten Häuser absucht, wenn die Mutter auf Maskenbällen und Redouten Abenteuer nachjagt, dann helfen weder den jungen Männern noch den Jungfrauen die unberufenen, hilfebeflissenen Bücher ratschläge, hinter denen selbst wieder der Menschenkenner nur allzuoft und allzu berechtigt den eingefleischten, unausrottbaren sexuellen Bröckel wittern muß. Wenn der benebelte Alte im Wirtshause in Gegenwart des Sohnes seinen Arm der Kellnerin um die unkeusche Hüfte schlingt, kann man es dem Jungen nicht so sehr verübeln, wenn er sich dasselbe und oft noch mehr bei ähnlich gefälligen Wesen erlaubt. Wenn aber der Vater gar die Heiligkeit seines eigenen Heims

entweicht, dann braucht man sich auch nicht zu wundern, wenn der Sohn, der ihn ertappt, eine laze Auffassung von sittlichem Stolz und männlichem Ehrgefühl gewinnt. Wenn die Mutter ihr kostbares Hutungetüm aus einer Klatschgesellschaft in die andere trägt, wenn sie sich die Krankheit der Langeweile zu holen glaubt, sobald sie nicht jedes Konzert und jede Theatervorstellung besucht, dann freilich kann auch aus dem halbwüchsigen Töchterchen nichts werden und ein ganzer Möbelwagen voll aufklärender, das sexuelle Problem behandelnder und die Unsitte bekämpfender Schriften wird es nicht daran hindern, gegebenenfalls den Gürtel und den Schleier zugleich zu zerreißen.

Gewisse Dinge im Menschenleben wollen durchaus als ein Kräutlein „Nährmichnichtan“ behandelt werden. Dazu gehört vor allem das leider schon allzu breitgetretene sexuelle Problem, der körperliche Verkehr heterogengeschlechtlicher Individuen in einem gesitteten Staat. Daß unsere moderne Jugend unsittlicher sei, wie sie allenfalls im Mittelalter gewesen, möchte niemand behaupten wollen. Daß sie aber noch in eben demselben Umfang keusch und natürlich unverdorben wäre, wie es die Sitte etwa zu unserer Eltern Zeit verlangte, muß in Abrede gestellt werden. Und hieran sind nicht zum wenigsten die Schönheits-, Nacktheits- und Sittlichkeitsapostel der sich nach jeder Seite hin auslebenwollenden Neuzeit schuld, die sich mit einer wahren Wollust in die Behandlung des für den Normalmenschen unerquicklichen sexuellen Themas hineinknien und sich in darauf hinzielenden guten Ratschlägen, Warnungen und Aufklärungen nicht erschöpfen können. Daran sind zum Teil aber auch diejenigen schuld, die einem schrankenlosen Sichausleben beider Geschlechter, einem sinnlich brutal auftretenden Übermenschtum in allen verführerischen Tonarten das Wort reden.

Der nach Ursache und Wirkung forschende Geist fragt sich hier unwillkürlich: Ist die vielfach so traurige Sittlichkeit unserer jüngeren Generation die Ursache dieser sexuell-literarischen Hochflut, oder sollte sie nicht am Ende gar die Wirkung derselben sein? Ich neige, die Erfahrungen meiner Jugendzeit mit denen meines derzeitigen Alters vergleichend, entschieden zur letzten Ansicht, und ich kann mich nicht enthalten, diejenigen, die ich nach dem Vorausgegangenen für diese traurige Neuzeitererscheinung verantwortlich machen muß, auf Goethes Zauberlehrling zu verweisen. Denn sie haben tatsächlich die Geister gerufen, die sie nun nicht mehr loswerden. Sie haben den Teufel an die Wand gemalt.

Wenn irgendwo im großen, weiten Gebiet menschlichen gesitteten Zusammenlebens das „Zuwiel“, das die Gegenwart kennzeichnende „Übertum“ als ein Übel empfunden werden muß, ist dies dann der Fall, wenn es sich um Aufklärung, um gute Ratschläge und sonstige weise Lehren über den Trieb handelt, den der Mensch als den heftigsten, unausrottbarsten aus dem tierischen Vorleben mit herübergenommen hat. Die Natur hat reichlich dafür gesorgt, daß eben dieser Trieb, aller ihm durch Kultur und Gesetz angetanen Gewalt ungeachtet, zu seiner Zeit sich hinreichend kräftig Geltung zu verschaffen weiß. Dieser Trieb bedarf wahrhaftig keines künstlichen Reizes! Aber solches geschieht heutzutage

mehr denn je, und zwar minder von einem törichten Teil unserer Mitmenschen als von einem ruchlosen, der, in rohester Selbstsucht befangen, aus dem Schaden anderer Nutzen zieht. Und jede Art von Nacktdarstellung nicht nur, sondern jedes über den Geschlechtsverkehr zuviel gesprochene oder geschriebene Wort reizt auf einer gewissen Altersstufe diesen heftigsten aller Triebe, von dem wir leider zu häufig vergessen, daß er immer nur schlummert.

Von schädigendem Einfluß auf unsere Jugend ist ferner, wenn auch lange nicht in so hohem Grade wie die ausgesprochene Geschlechtsliteratur, der hochmoderne Roman. Immerhin, vom Standpunkte des rein Ästhetischen aus betrachtet, eine ebenso bedauerliche wie bedenkliche Erscheinung und ein unverkennbarer Altavismus, wenn wir das hohe Ziel der Kulturmenslichkeit im Auge haben. Ich höre erwidern: „Wir sollten das Sexuelle aus unsern Romanen herauswerfen? Welch närrische Forderung! Ja was sollen wir denn überhaupt erzählen und beschreiben? Wie sollen wir es ohne Mithilfe der Frau Venus Amathusia fertig bringen, vier- bis sechshundert Seiten zu füllen, wenn man uns verbietet, auf diesem ersprießlichsten, ergiebigsten aller Erörterungsgebiete unser hochmodern zugerittenes Kößlein sich tummeln zu lassen? Und wie sollen wir es denn da anfangen, zu verhindern, daß dem Leser schon auf der zehnten Blattseite die Augen zufallen und daß er, bis zur zwanzigsten durchgedrungen, unser Buch wütend faßt und mit einem Gott lästernden Fluch an die Wand wirft — —?“

Sehr richtig — vollkommen einwandfrei! Der Romanschreiber muß dem zeitgemäßen Verlangen Rechnung tragen, er muß sich dem Geschmack des lesenden Publikums möglichst anzupassen suchen, aber — dieser Geschmack ist durch das „Zuviel“, durch das „Über“ an Kunst, Schönheit, Nacktheit, Sittlichkeit und so fort stark überreizt. Der Gaumen verlangt, wenn er einmal eine reich gewürzte Speise genossen, nach immer beißenderer, scharfer duftender Kost. Das liegt in der menschlichen Natur. Das romanliebende Publikum von heute lechzt geradezu nach dem Hautgout eines sexuell stark gepfefferten Lesefutters.

Ich habe in jüngster Zeit einige neue Romane von dänischen und norwegischen Autoren gelesen — nomina sunt odiosa. Von einer kritischen Beleuchtung dieser Elaborate im einzelnen hier Abstand zu nehmen, fällt mir, weiß Gott, nicht schwer. Stehen mir doch heute noch die Haare zu Berge, wenn ich an den krassen, brutalen, abstoßenden Realismus denke, mit welchem darin der heterogengeschlechtliche Verkehr behandelt wird.

Von deutschen Autoren, deren Namen von vornherein die Gewähr in sich schließen, daß sie der hochmodernen Geschmacksrichtung nicht, oder doch nur unwesentlich, verfallen sind, nenne ich unter den mir durch ihre Werke bekannten zwei aus kulturhistorischem Interesse, weil sie mir deutlich sprechende Belege für das zu sein scheinen, was ich sagen will: Selbst die Besten, die Reinsten unter den modernen Romanschriftstellern haben sich vom Zeitgeist, das heißt vom stark erotisch angehauchten, überreizten Geschmack des nach Unterhaltungslektüre verlangenden Publikums hinreißen

lassen, haben, wenn auch cum grano salis, seinem unkeuschen Verlangen Rechnung getragen. Ich wüßte nicht, was sonst anders Rudolf Bartsch in seinem ebenso fesselnd wie anmutig geschriebenen Buch „Die Zwölf aus der Steiermark“ hätte veranlassen sollen, die zwei leichtfertigen Professorentöchter mit ihren studentischen Begleitern so glattweg im Gebüsch verschwinden und diesen ihre Unschuld preisgeben zu lassen. Eine völlig vereinzelt und zusammenhanglos dastehende Episode, ohne die der Roman ganz gewiß als ein in sich geschlossenes Ganze vortrefflich hätte bestehen können. Auch die dem früheren, mehr gemäßigten Romanstil angepaßte, sehr fein durchgeführte und gesteigerte erotische Spannung zwischen dem blonden Studenten Kantilener und der meisterhaft skizzierten Frau von Karminell hätte nach meinem Dafürhalten einer so realistisch verwirklichten Auslösung nicht bedurft. Der Roman wäre trotzdem ein anziehendes, lesenswertes Buch geblieben. Ich sehe auch hier der ein schärferes Gewürz verlangenden, hochmodernen Geschmacksrichtung ein sehr zu bedauerndes Opfer gebracht.

Nicht anders geht es mir, wenn ich Gustav Frenssens Erstlingsroman „Die Sandgräfin“ mit seinem jüngsten Geisteskind, mit dem „Klaus Hinrich Baas“ vergleiche. In jener eine zart und duftig angespannene, natürlich verlangende und doch auch wieder keusch zurückhaltende, bis zu Ende edel und maßvoll durchgeführte Entwicklung der Geschlechtsliebe; in diesem ein ungeschminkt brutales, ein tierisch impulsives und rücksichtsloses Sichgeltendmachen des Geschlechtstriebes! Bei aller Meisterschaft im Charakterisieren des eisenfest auf den Füßen stehenden, geschäftstüchtigen holsteinischen Bauernsohns, der sich durch dick und dünn eines schwer auf ihm lastenden Lebens hindurchgerungen — soweit das den Roman typisch kennzeichnende erotische Moment in Betracht kommt, steht dieser Klaus Hinrich Baas hinter Frenssens männlicher Erstlingsheldenfigur, hinter dem jungen Thorbeek, weit zurück. Er ist eine sittlich keineswegs verbesserte, dagegen um so gründlicher verbauerte Neuauflage. Eine solche Rückschlagserscheinung auf dem streng ästhetischen Gebiet ließe sich bei einem Autor von Frenssens Bedeutung psychologisch gar nicht deuten, wenn nicht auch hier wieder die Tendenz, dem inzwischen an eine erotisch kräftiger gewürzte Lefekost gewöhnten Publikum Rechnung zu tragen, den Schlüssel zu des Rätsels Lösung gäbe.

Ein Roman kann nur dann Anspruch darauf erheben, modern genannt zu werden, er findet als solcher nur dann Absatz, wenn der Autor sich dazu entschließt, der herrschenden Geschmacksrichtung des Lesers wenigstens einige Zugeständnisse zu machen. Dem Romanschreiber geht es darin nicht anders, wie dem gutbürgerlichen, soliden Geschäftsmann vergangener Tage, der sich von heute auf morgen gezwungen sieht, seinem altherkömmlichen, gediegenen Warenbestand durch brillierendes Talmizeug mehr äußeres Ansehen zu verschaffen. Das romanlesende Publikum von heute verzeiht dem Autor alles: schlechten Stil, mangelhafte Auffassungsgabe, fade Charakteristik, Gedankenarmut. Nur lang-

weilig darf er nicht werden! Was liegt da näher, als daß er sein Werk mit einer möglichst kräftigen Sauce von Erotik übergießt und so den hauptsächlichsten Stein des Anstoßes gleich von vornherein beseitigt? Borerst hat es noch nicht den Anschein, als ob der, wenn ich nicht irre, von Carmen Sylva vorgeschauten Idealroman der Zukunft, der den getrennt geschlechtlichen Reiz völlig entbehren soll, besonders Furore machen wird. Leicht möglich, daß unser ganzes Jahrhundert sich für ihn als noch nicht reif genug erweist!\*)



## Oskar Jäger

Von Dr. Julius Voigt



Am 2. März ist in Bonn Oskar Jäger im Alter von fast achtzig Jahren gestorben, nach einem Leben, welches köstlich genannt werden kann im Sinn des Psalmisten, reich an Mühe und Arbeit, reich aber auch an dem Glück innerer Befriedigung, wie es dem zuteil wird, für den inneren und äußeren Beruf ein und dasselbe ist. Dem größeren Publikum war Oskar Jäger durch seine Geschichtswerke bekannt. Seine Wertschätzung als Schulmann und Pädagoge blieb in der Hauptsache dem engeren Kreis der Fachgenossen vorbehalten.

Über fünfunddreißig Jahre hat Oskar Jäger als Direktor dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln vorgestanden, so manchen jungen Lehrer als Leiter des mit jener Anstalt verbundenen pädagogischen Seminars praktisch in „Lehrkunst und Lehrhandwerk“ eingeführt, so manchen Studenten später als Professor der Pädagogik der Universität Bonn auf seinen hohen, oft so dornenreichen Beruf vorbereitet.

\*) Wir finden in den vorstehenden Ausführungen viel Beherzigenswertes, sind aber in mancherlei Einzelheiten keineswegs einverstanden. Was aus einem Roman ohne den „getrennt geschlechtlichen Reiz“ werden sollte, ist uns unerfindlich. Schließlich gehört doch auch dieser ‚Reiz‘ zu unserer Menschennatur, und wenn mancher aus ihm nur das „Tierische“ herausholen wird, so werden ihm andere die edelsten und feinsten Antriebe zu entlocken wissen. Daß ein Roman unter keinen Umständen „langweilig“ sein darf, ist allerdings auch unsere Ansicht. Es gibt schon Menschen genug, die uns anöden; wir brauchen es uns nicht auch noch von Büchern gefallen zu lassen. Selbst eine schwere Gedankenfracht läßt sich vor dem gebildeten Leser so voller Grazie auspacken, daß er gefesselt wird. Ein Schriftsteller, der das bei dem ihm willig entgegenkommenden Gebildeten nicht erreicht, ist selber langweilig oder ist stilistisch faul und hat in beiden Fällen das Recht verwirkt, das Ohr anderer besigen zu wollen. Nur Stumpfe und Unselbständige fallen auf den Bahn hinein, daß sogenannte „wahre“ Kunst oder alles Tiefe allzu schwer sei und nicht auch fesseln könne. Freilich spielt der geschlechtliche Reiz bei manchem eine große Rolle. Sicher ist aber auch, daß jener Reiz allein, in geist- und kunstloser Behandlung, meistens abtödt. Es gibt nichts Langweiligeres, als